



Hopf, A. M. (2026)
Die phänomenologische Kunsttherapie –
Wahrnehmen, Handeln und Reflektieren mit Kunst
Stuttgart: Kohlhammer Verlag
123 Seiten, 35 Euro

Schon früh sah die Phänomenologie in der Analyse von Kunstwerken einen besonderen Zugang zum menschlichen In-der-Welt-Sein (etwa bei Heidegger, Merleau-Ponty, Sartre und Maldiney) – und wiederum wurde in der phänomenologischen Psychiatrie schon früh versucht, anhand von literarischen

oder bildnerischen Kunstwerken einen bestimmten, vermeintlich pathologischen Seinsstil ihres Schöpfers abzulesen (etwa bei Binswanger oder Kuhn). Ähnlich zielen auch die berühmten Rorschachtests darauf ab, aus der Reaktion einer Betrachter:in auf verschiedene Tintenkleckstafeln Rück-

schlüsse auf deren psychischen Zustand zu ziehen.

Kunst trat somit im phänomenologischen Ansatz zunächst eher als eine Art Erkenntnisinstrument bzw. in der Psychiatrie als Mittel zur diagnostisch-anthropologischen Einschätzung von Personen ein. Vor diesem kritikwürdigen Hintergrund überrascht es nicht, dass sich in dieser Schule erst nachgeordnet der Ansatz entwickelte, künstlerische Werke auch in der Begleitung und Therapie von Menschen mit schweren psy-

chischen Erkrankungen einzusetzen – und nicht als diagnostisches Werkzeug. Gegenüber anderen (beispielsweise tiefenpsychologischen oder systemischen) Ansätzen in der Kunsttherapie bietet die Phänomenologie dabei verschiedene Vorteile: Durch die für die Phänomenologie entscheidende, möglichst vorbehaltlose Hinwendung zur Erfahrungsweise von Kunst können zum einen fragwürdige und theoriebeladene Interpretationen besser vermieden werden. Zum anderen aber kann den Patientinnen und Patienten selbst das Wort und die Deutungshoheit über ihre eigene Erfahrung beim Schaffen und Wahrnehmen von Kunst übergeben werden. Eben dies ist der Grundgedanke der »phänomenologischen Kunsttherapie«, wie Alexandra Modesta Hopf ihn in ihrem soeben erschienenen Buch entfaltet.

Ihr Buch gliedert sich in fünf Vorlesungen. In der ersten Vorlesung stellt die Autorin Grundlagen der phänomenologischen Kunsttherapie dar. Neben dem auch in der Sozialpsychiatrie immer wieder aufgerufenen Konzept der Salutogenese bezieht sich Hopf auf phänomenologische Methoden wie die Epoché, aber auch auf Konzepte wie Performativität und Intermedialität und auf ein schöpferisches Verständnis von Wahrnehmung. Ziel dieser Konzepte ist für Hopf, Patient:innen zu einer vorurteilsfreien, ergebnisoffenen Exploration ihrer eigenen künstlerischen Prozesse in der Begegnung anzuregen.

In der zweiten Vorlesung werden diese Überlegungen vertieft, indem die Autorin kunsttherapeutische Prozesse als performative, zeitgebundene und situative Geschehen analysiert, bei denen vor allem Alltagsgegenstände, Bewegung, Raum und Farbe als Resonanzmaterialien dienen. Durch ergebnisoffene Interventionen (z. B. mit Alltagsgegenständen) entstehen neue Perspektiven, die Patient:innen helfen, Gewohntes infrage zu stellen und kreative Lösungswege zu erkunden.

In der dritten Vorlesung wird dann auf die Rolle von Material und Körper als vermit-

telnde Instanzen in der Kunsttherapie eingegangen, wobei Hopf zufolge körperliche und materialbezogene Erfahrungen zu tiefgreifenden Einsichten für die Patient:innen führen können. Die Auseinandersetzung mit Materialien wie Ton, Wasser oder Farbe – wie sie in der sog. Arte Povera, einer Objektkunst, bei der »alltägliche, natürliche, wiederverwertete und aber auch verderbliche Materialien« (S. 62) zum Einsatz kommen – ermögliche es, flüchtige Erlebnisse wie Berührung oder Rührung zu reflektieren und letztlich, dass Menschen einer bestimmten Lebenssituation oder eines Ereignisses überhaupt erst gewahr werden.

Es geht Hopf demnach einerseits darum, nicht-sprachliche Erfahrungen durch die Kunsttherapie thematisch zu machen. Damit ist freilich aber nicht gemeint, das gesprochene Wort als therapeutisches Werkzeug auszuklammern, wie dann die vierte Vorlesung zeigt: Hier wird die Sprache vor allem zur Vertiefung von Wahrnehmung und Reflexion ins Feld geführt, indem künstlerische Prozesse und Erfahrungen in Worte gefasst werden. Durch achtsames Sprechen und Zuhören entstehen »Sprachspiele«, die Patient:innen helfen, ihr künstlerisches Handeln und Erleben zu verarbeiten und auf ihren Alltag zu beziehen.

In der fünften Vorlesung dann wird konkret auf praktische Beispiele eingegangen, insbesondere in Form einer Übung mit einem Alltagsgegenstand, die man direkt auf sich anwenden kann (S. 96 ff.). Das Kapitel thematisiert zudem die Begriffe »Responsivität«, »Resonanz« und »Rezeption« als zentrale Elemente der kunsttherapeutischen Praxis, womit denn auch eine Brücke zum aktuellen Resonanzdiskurs im Anschluss an Hartmut Rosa geschlagen wird.

Sicherlich könnte man an Hopfs Buch kritisieren, dass es die weiter oben umrissene Tradition der phänomenologisch-psychiatrischen Philosophie und Psychiatrie mit Bezug auf Pathologie und Kunst sowie die klassischen Themen von Leiblichkeit, Wahrnehmung und Bewegung oder auch das Ereignis eher verkürzt und aperiçuhaft rezi-

piert. Ebenso ließen sich hier und da beckenmesserische Anmerkungen zur Darstellung der Methode Husserls machen. Doch dies würde vom Anspruch und der Innovation von Hopfs Ansatz ablenken: einem personenzentrierten, die Autonomie der Betroffenen betonenden Blick auf künstlerische Kreativität und deren Potenzial für die Genesung – ein Blick, der gerade auch in der Tradition der phänomenologischen Psychiatrie mit ihren teilweise paternalistischen Auswüchsen zu wenig vorkommt.

Darüber hinaus ließen sich viele interessante Anknüpfungspunkte einer von Hopf entworfenen phänomenologischen Kunsttherapie für sozialpsychiatrische Versorgungsformen finden: Gerade die »Arte Povera«, die mit Alltagsgegenständen von Menschen arbeitet und eine neue Sicht auf deren Bedeutung sowie das Leben der Person insgesamt ermöglichen soll, ließe sich treffend in der Zuhausebehandlung und gegebenenfalls auch in einem familientherapeutischen Setting anwenden. Auch Hopfs Formulierungen und konkrete Veranschaulichungen einer kunsttherapeutischen Haltung sowie die Betonung der Aufmerksamkeit auf das Gegebene, aber auch insgesamt ihr Fokus auf die Resilienz und Selbstheilungskräfte von Betroffenen sind problemlos mit der Recoveryorientierung in der Sozialpsychiatrie vereinbar.

Insofern stellt das Buch Hopfs einen lesenswerten und inspirierenden Beitrag dar, der vielversprechende Möglichkeiten der Weiterentwicklung sowohl auf der theoretischen Ebene der Sozialpsychiatrie und Phänomenologie als auch vor allem der psychiatrischen Alltagspraxis bietet. Das Buch empfiehlt sich somit gerade auch den verschiedenen, praktisch tätigen Berufsgruppen der Sozialpsychiatrie.

*Samuel Thoma,
Medizinische Hochschule Brandenburg*